

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus der Heimat - über die Heimat

Albrecht, Karl

Frankfurt a.M. [u.a.], 1908

2. Das Klotschießen der Friesen.

urn:nbn:de:gbv:45:1-7850

war nicht zu denken, bis zum letzten Augenblicke hielten die Bauern aus, nur wenige wandten sich zur Flucht. Die meisten von ihnen wurden von den Nachsetzenden erschlagen. Manche kamen um in den Gewässern und Mooren; nur einzelne erreichten glücklich die Hunte.

Über 6000 der Stedinger waren getötet. Es war ein ganzes Volk, das bei dem unheilvollen Hügel St. Veit der Vernichtung preisgegeben war, aber auch 4000 Kreuzfahrer waren gefallen. Die Toten wurden ohne Unterschied in gemeinsamer Gruft zu Alteneesch und Warfleth begraben. Die geringen Überbleibsel des Volkes wurden, da sie um Vergebung baten, vom Papste begnadigt. Die Oberherrschaft über das Land wurde dem Erzbischof von Bremen und den oldenburgischen Grafen verliehen.

Sechshundert Jahre nachher, im Jahre 1834, hat man das Andenken jenes Tages erneuert und auf dem Schlachtfelde zu Alteneesch am Jahrestage des Kampfes ein Denkmal errichtet. Da erhebt sich nun hart am Deiche ein mäßiger Hügel (St. Veit) und trägt auf einem Sandsteinsockel einen einfachen, eisernen Obelisken, den ein eisernes, sinnig aus Kreuzen und Schwertern gebildetes Geländer einzäunt. Die Inschrift auf der Vorderseite lautet: „Den im Kampfe für Freiheit und Glauben auf diesem Schlachtfelde gefallenen Stedingern.“ Rechts steht: „Am 27. Mai 1234 unterwarf den mächtigen Feinden das tapfere Volk“; links: „Volko von Bardenfleth, Thammo von Huntorp, Detmar tom Dyk fielen als Führer mit ihren Brüdern“, und endlich hinten: „Am Jahrestage der Schlacht 1834 geweiht von spätem Nachkommen.“

2. Das Klottschießen der Friesen.

Pöppe: Zwischen Ems und Weser. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, 1902.

Im Herbst des Jahres 1857 wurde ich in einem Kirchdorfe der oldenburgischen Marsch angestellt. Ich hatte schon öfter vom Klottschießen gehört und nahm mir deshalb vor, falls es im kommenden Winter vor sich gehen würde, die Gelegenheit zu benutzen und es mit eigenen Augen zu sehen. Der Winter kam und zwar mit einem klaren, trockenen, dem Klottschießen günstigen Froste. Der Boden der weiten Marschebene war hart wie eine Tenne und frei von Schnee. Da saß ich eines Abends in dem Wirtshause des Dorfes, wo auch mehrere Bauern versammelt waren, die sich unterhielten über das Wetter, ihren Viehstand, den Stand der Wintersaat und andere Gegenstände, die den Marschbauer interessieren. Plötzlich sagte einer auf plattdeutsch: „Nun wäre es Zeit zum Klottschießen; die Erde ist trocken und hart wie ein Brett, und das ‚junge Volk‘ übt sich schon alle

Tage.“ — „Was haben wir für gute Klottschießer im Dorfe?“ fragte ein anderer. — „Da ist der Hermann,“ antwortete ein dritter, „der junge Zimmermann, der schießt gut; er flüchtet die Kugel an die achtzig Schritt. Und dann ist N. da (ein junger Bauer), der schießt auch nicht schlecht.“

„Wir,“ fiel ein Bauer aus dem Nachbardorfe ein, „haben ebenso gute Schießer. Da ist ein Schustergeselle, der wirft so sicher, daß er euch den Punkt anzeigen kann, wo die Kugel niederfallen soll; und mein Sohn versteht's auch.“

„Dann haben wir ja, was wir wollen,“ sagte der erste, „laßt uns auf nächsten Sonnabend ein Klottschießen anstellen, zwei gegen zwei; was gilt die Wette?“

„Vierzig Taler!“ sagten die Bauern des Nachbardorfes.

„Die Wette gilt! Auf welchem Lande soll's vor sich gehen?“

Der Ort wurde bestimmt, und es blieb dabei, nächsten Sonnabend sollte das Klottschießen vor sich gehen. Die Klottschießer wurden nun davon in Kenntniß gesetzt. Sie zeigten sich zum Wettkampfe bereit und nahmen die Zeit bis zum Sonnabend wahr, um sich inzwischen noch fleißig zu üben. Das Wetter blieb günstig, und der bestimmte Tag kam heran. Etwas nach Mittag versammelten sich die Teilnehmer im Dorfe („Dög“) und marschierten zum Wahlplatze. Voran zog ein junger Bursche, der auf einer großen Handharmonika, die in der Marsch sehr beliebt ist, einen Marsch spielte. Dann kam der gewählte Fahnenträger, den zur Rechten und Linken die beiden Bahnweiser mit ihren hohen Stecken begleiteten. Hinter diesen gingen die beiden Klottschießer, dann folgten die Träger der Strohmatte, darauf die sog. „Möters“, und den übrigen Zug bildeten die Bettenden („Inhollers“) und Zuschauer, alte und junge, Handwerker, Bauern, Knechte; auch Frauen, Mädchen und Kinder strömten mit, so daß der Zug mehrere hundert Köpfe stark war. Als wir auf dem bestimmten Felde anlangten, war die Gegenpartei bereits versammelt. Es war ein heller, klarer Wintertag, keine Wolke am Himmel, nur am fernen Horizonte ein blauer Duft. Die frische, reine, kalte Luft hatte die Wangen aller geröthet. Weithin, fast unübersehbar, dehnte sich die harte, kahle Ebene aus, die nur hin und wieder durch zugefrorene Gräben und Kanäle durchschnitten wurde. Einzelne knorrige Weidenbäume, welche ihre nackten, mit Reif bedeckten Zweige emporstreckten, glitzerten im Sonnenschein wie Kristall. Überall ragten aus der Ebene vereinzelt liegende, stattliche, aus roten Steinen und Ziegeln erbaute Bauerngehöfte, hier und da auch hohe, graue Kirchen und holländische Windmühlen empor. Denkt man sich in diese Landschaft das bunte, aufgeregte Gewimmel eines frischen, fernigen Volksstammes, die Frauen hoch und schlank

gewachsen, sauber und einfach gekleidet, die Männer derb, breitschulterig, behäbig, ernst und doch innerlich erregt, zum Teil recht härtig, mit rauher Pelzmütze auf dem Kopfe, einer kurzen Pfeife („Döffe“) im Munde und einem langen Stock („Kluwstock“) in der Hand, so wüßte ich keinen besseren Stoff zu einem wirkungsvollen Gemälde als gerade diesen, vor allem, wenn noch als Hauptfigur die hohe Gestalt eines echten, verwegenen Klotsschießers hineinkommt, und zwar im Augenblick des Abwerfens.

Jetzt traten die Stimmführer jeder Partei hervor, und für jede wurde der Anfangspunkt der Bahn, die Richtung und das Ende derselben bestimmt. Die Länge der Bahn betrug etwa eine Stunde. Sie sollte hin und zurück durchworfen werden. Welche Partei bei der gleichen Anzahl der Würfe am Ende zurückblieb, die hatte natürlich verloren. Auch die Kugeln („Klöte“) beider Parteien wurden jetzt gegenseitig untersucht, ob sie das gehörige Gewicht hatten. Ein „Klot“ (hochdeutsch: Kloß) ist eine mannsfaustgroße Kugel, aus dem harten Wurzelholze der Weißbuche gedrechselt, nach drei senkrecht aufeinanderstehenden Durchmessern durchbohrt, mit Blei ausgegossen und braun poliert. Die durchgebohrten, mit Blei ausgegossenen Löcher haben etwa den Umfang eines kleinen Fingers. Ein Klot kann nicht sorgfältig genug gearbeitet sein, weil es notwendig zu einem sicheren Wurf ist, daß er während seines Fluges regelmäßig rotiert. Das Polieren geschieht, damit er „sleidig“ (d. h. leicht) aus der Hand gleitet. Für gewöhnlich wiegt ein Klot etwa ein Pfund; es wird jedoch auch mit schwereren Kugeln geworfen. Das Werfen nennt man „Schießen“ und jeden Wurf einen „Schuß“. Jetzt wurden in einiger Entfernung zwei wenigstens 6 m lange und 0,60 bis 0,75 m breite Strohmatte auf dem Boden ausgebreitet, für jede Partei eine. Auf diesen Strohmatte nehmen die Klotsschieser ihren Anlauf zum Werfen. Da, wo sie abwerfen, wird die Matte etwas erhöht gelegt. Vorn, zu beiden Seiten der Matte, stellten sich die „Möter“ auf, das sind zwei Männer, die den Klotsschieser beim Abwerfen des Klots mit den Armen oder auch mit einem ausgespannten Tau oder Tuch zu greifen oder „möten“ haben, damit er nicht zur Erde stürzt. Die Bahnzeiger gingen mit ihren hohen Stecken, „Kluwstöcker“ genannt, von etwa 3 m Länge, unten mit einer kurzen, eisernen Gabel („Kluwe“) versehen, voraus. Diese Kluwstöcker dienen gewöhnlich den Bauern zum Überspringen der Gräben, aber auch als Spazierstöcke. Die Bahnzeiger gehen bis zu dem Punkte voraus, wo nach ihrer Berechnung die Kugel niederfallen muß. Sie untersuchen den Boden und zeigen dem Klotsschieser mit ihrer Stange einen harten, festen Punkt an, auf welchen er die Kugel „flüchten“ soll. Unter „Flüchten“ versteht man das Schleudern der

Kugel bis zu ihrem Niederfall auf den Boden. Der Bahnweiser stellt sich gerade auf diesen Punkt und ruft: „Scheet her! Lief up mi an!“ d. h. wirf her, gerade auf mich los! Natürlich springt er, sobald abgeworfen ist, auf die Seite. Ein guter Klotzschießer flüchtet auf eine Entfernung von 70 bis 80 Schritt, ja es soll Klotzschießer gegeben haben, die 100 Schritt und darüber flüchteten. Wenn die Kugel niederfällt, so springt und hüpfst („steuert oder trünnelt“) und rollt sie oft noch eine weite Strecke fort. Es kommt nun darauf an, daß der Klotzschießer bis zu einem solchen Punkte flüchtet, von welchem aus die Kugel noch weit fortrollen kann, ohne durch Gräben und kleine Erhöhungen unterbrochen zu werden. Wenn's möglich ist, so setzt der Klotzschießer die Kugel am liebsten auf eine Eisfläche, weil sie von dieser am stärksten zurückprallt und deshalb am weitesten springt. Geschickte Klotzschießer flüchten genau auf den Punkt, der ihnen bezeichnet ist. Den Boden zu untersuchen und die geeignete Stelle anzuzeigen, das ist Aufgabe der Bahnzeiger. Sie deuten auch, nachdem geworfen, den Endpunkt des Flüchtens, wie den des ganzen Wurfs an. Von der entgegengesetzten Partei sind immer Männer dabei zugegen, die sich von der Richtigkeit der Angabe überzeugen. Da, wo die Kugel aufhört zu rollen, wird ein Rock hingelegt, die Strohmatte wird so weit hergetragen, und nun muß der nächste Werfer von der Partei von diesem Punkte aus wieder abwerfen. Hat ein Klotzschießer seitwärts aus der Bahn geworfen, so wird die Matte nicht dahin, sondern geradeaus getragen, bis zu dem Punkte, welcher sich der Stelle gegenüber befindet, wo die Kugel liegen blieb. Die Richtung einer gut geworfenen Kugel gleicht einer allmählich aufsteigenden, mäßig gekrümmten Linie. Ein guter Klotzschießer wirft nicht zu hoch, weil sonst die Kraft für die Höhe abgenutzt wird, die Kugel nicht weit genug fliegt und später keine Kraft mehr zum Springen und Hüpfen (Kikschettieren) hat. Auf das Abwerfen der Kugel kommt es besonders an. Sie muß im richtigen Augenblick, gerade wenn die größte Schwungkraft da ist, aus der gehöhlten Hand gleiten, wobei die Finger ihr die Richtung geben. Zum Klotzschießen gehört also nicht bloß die rohe Kraft, sondern auch Kunst und Geschicklichkeit.

Jetzt waren alle nötigen Vorbereitungen getroffen. Die Klotzschießer stellten sich an den Anfang der Strohmatte oder noch weiter zurück, um einen weiten Anlauf nehmen zu können. Die beiden Klotzschießer der Gegenpartei waren mittelgroße, stämmige Bursche. Der eine Klotzschießer unserer Partei war ein verhältnismäßig kleiner, untersehter Bauernsohn; der junge Zimmergesell Hermann dagegen war eine hochgewachsene, echte Friesengestalt mit hellblauen Augen, langen Flachshaaren und kurzem, gelblich-weißem Kinnbarte. Er hatte den

rechten Körperbau eines geborenen Klotzschießers, oben weit, unten eng zulaufend, die Brust gewaltig breit, die Körpermitte dünn, der Leib platt, die Hüften verhältnismäßig schmal, die Füße stark nach außen gesetzt.

Ihre Schuhe, ihren kurzen Rock oder ihre kurze Jacke haben die Klotzschieser ausgezogen und einem der Nebenstehenden zur Aufhebung übergeben. Ihre ganze Bekleidung besteht jetzt außer dem Hemde nur aus einer Hose und langen Wollstrümpfen, die über die Hose bis ans Knie hinaufgezogen und dort festgebunden werden. Um den Leib haben sie eine weiße leinene Binde oder ein Taschentuch gebunden. Wenn sie geworfen haben, so wird ihnen sofort ein Mantel umgehängt, eine Mütze aufgesetzt und Handschuhe und Holzschuhe werden ihnen angezogen, damit der Körper nicht seine Wärme und Elastizität verliert.

Jetzt heißt es: Angeworfen! „Scheet her!“ ruft der Bahnweiser. Der große Hermann empfängt zuerst den Klot. Er drängt seine Brust heraus, schwingt den Arm ein paarmal versuchsweise im Kreise herum, neigt sich vorüber und beginnt zu laufen, anfänglich in kleinen, nicht schnellen Schritten, die aber immer rascher und weiter werden, bis zum Punkte des Abwerfens, hier wirbelt er die Kugel einigemal im Kreise herum, nimmt einen solchen Satz, daß er selber hoch in die Höhe fliegt, und schleudert nun die Kugel fort. Aller Augen folgen ihrem Fluge. Die Bahnweiser zeigen die Stelle des Niederfallens an, damit die Fluchtweite gemessen werden kann, und folgen dann der fortrollenden Kugel bis sie liegen bleibt. Nun kommt ein Klotzschieser der Gegenpartei zum Wurf. Alles ist auf seinen Wurf gespannt, ob er hinter dem ersten Schuß zurückbleibt oder ob er ihm zuvorkommt. Die Kugel fliegt, springt mehrere Male auf und rollt dann noch zehn Schritt weiter als die zuerst geworfene. Ein lautes Hurra ertönt von der andern Partei. Man eilt zu dem Klotzschieser, rühmt seinen Wurf und ermuntert ihn zu noch größerer Anstrengung. Er blickt triumphierend auf seinen Gegner, der, nur die Stirn runzelnd, stumm vor sich niederschaut. Jetzt tritt der junge Bauernsohn unserer Partei zum Wurf an. Er flüchtet nicht so weit wie die beiden ersten, aber die Kugel trifft eine günstige Stelle zum Abspringen und Fortrollen, und der Wurf ist von den bisherigen der beste; ja der folgende Werfer der Gegenpartei bleibt hinter ihm zurück. Jeder Klotzschieser hat nun einmal geworfen, ein bedeutender Unterschied hat sich nicht gezeigt.

Jetzt kommt die Reihe wieder an den großen Hermann. Aber sei es, daß er noch nicht warm genug war, oder daß der Klot auf eine ungünstige Stelle fiel, genug, auch der Wurf entsprach nicht seiner gerühmten Geschicklichkeit, und der nachfolgende Klotzschieser der Gegenpartei überholte ihn noch mehr als zuerst. Auch in den folgenden

Würfen hatten unsere Leute entschieden Unglück; wir kamen immer weiter zurück, und in zehn Würfen auf jeder Seite war uns die Gegenpartei schon um einen Wurf zuvorgekommen. Lauter Jubel auf ihrer Seite, Niedergeschlagenheit auf der unserigen. Dort werden die Klotzschieser gehätschelt und gelobt, hier getadelt und mit Mißtrauen angeschaut. Doch war Hermanns nächster Wurf bedeutend besser, aber was er gewann, das verspielte sein Kamerad, der junge Bauer, wieder. Doch warf der Große in der Folge so gut, daß die Gegner keinen größeren Vorsprung erlangten als sie schon hatten. Wir bekamen wieder Mut, denn Hermann schien jetzt mit jedem Wurf besser zu werfen. Aber es war, als ob er heute lauter Pech haben sollte. Der Bahnzeiger rief, als er wieder an die Reihe kam: „Hier ist ein breiter Graben! Du mußt entweder davor werfen, hier, dann springt die Kugel hinüber, oder du mußt drüber hinweg flüchten.“ — Die anderen Klotzschieser hatten Weste und Halstuch von sich geworfen, nur Hermann nicht. „Hast du das kalte Fieber?“ hieß es. „Herunter damit!“ — „Ich bin noch nicht warm,“ gab er zurück. Er lief, warf ab, die Kugel beschrieb einen hohen Bogen und fiel — mitten in den Graben, ins Ufer springend. Ein unendlicher Jubel erscholl bei der Gegenpartei, während auf unserer Seite geflucht und geschimpft wurde auf den großen Hermann. „Er will nicht oder kann nicht,“ hieß es; „warum zieht er nicht vom Leder? Er ist zu träge!“ Hermann sagte kein Wort, er ballte nur die gewaltigen Fäuste und knirschte mit den Zähnen.

Die Bahn war von der Gegenpartei einmal durchworfen. Unsere Partei war beinahe zwei Schuß zurückgeblieben. Jetzt mußte schon ganz ausgezeichnet von unserer Seite geworfen werden, oder wir hatten verloren. Einige gaben schon alle Hoffnung auf; andere dagegen gingen zu unseren Klotzschießern, streichelten ihnen die Wangen und schmeichelten besonders dem Großen, daß er früher ja am besten geworfen, er könne jetzt auch, wenn er sich nur angreife. „Zieh doch vom Leder!“ — „Rette doch unsere Ehre!“ — „Eine Flasche Wein, wenn du gewinnst!“ So scholl es durcheinander. Hermann ließ sie schreien und tat weiter nichts, als daß er einige Male seine nervigen Arme streckte und schwang und zuweilen einige hohe Sätze in die Luft machte. Dabei atmete er tief auf und stöhnte schwer. „Jetzt,“ wandte er sich zu mir, „komme ich in Schweiß. Nun soll's losgehen auf Leben und Tod! Laß die anderen nur schreien!“

Die Gegenpartei fing schon an, die Bahn wieder zurück zu durchwerfen. Jetzt aber wandte sich das Glück; Hermann warf mit jedem Wurf besser; auch der Bauernsohn suchte ihm nachzukommen, und der Abstand zwischen uns und den Gegnern wurde immer kleiner und

kleiner. Der Mut auf unserer Seite stieg, der Jubel und die Hurras erschollen von Wurf zu Wurf lauter und lauter. Jetzt wurde Hermann gerühmt, umarmt und geliebkost. — Er holte wirklich seine Gegner wieder ein; noch auf der Hälfte der Bahn standen beide Parteien fast gleich. Da wurde von der andern Seite ein ausgezeichnete Wurf getan, der beste aller bisherigen. Die Gegner kamen uns abermals vorbei, und spöttisches, höhnisches Gelächter erdrückte wieder unsere zu früh gefaßte Siegesgewißheit. Nur noch von wenigen Würfen hing jetzt die Entscheidung des Kampfes ab. Der Sieg schwankte abwechselnd von einer Seite auf die andere. Die Gegner standen wieder vor. Jetzt kam Hermann an die Reihe; es galt einen entscheidenden Wurf zu tun. Aber wehe, wieder ein Graben kam ihm in die Quere. „Halt,“ ertönte es auf unserer Seite. „Jetzt soll er vorsichtiger sein. Die Entfernung von hier bis zum Graben wird abgemessen, damit er genau weiß, wie er zu flüchten hat, sonst wirfst er wieder mitten hinein!“ — „Nichts da!“ rief Hermann mit Donnerstimme. „Die Matte hingelegt! Aus dem Wege, was nicht taugt!“ Jetzt traten wieder mehrere zu ihm, um ihm zu schmeicheln und ihn flehentlich zu bitten, die Ehre des Dorfes zu retten; aber er wollte von nichts hören und stieß die Zudringlichen rechts und links von sich. „Es ist eine Entfernung von über achtzig Schritt,“ hieß es, „nimm dich in acht, du wirfst wieder in den Graben oder kurz davor, daß die Kugel ins Ufer schlägt!“

Ohne weiter darauf zu hören, faßte Hermann die Kugel, warf sie in die Höhe, fing sie wieder, und nun erst warf er Weste, Halstuch und Mütze von sich. Seinen Oberkörper bedeckte nun nichts weiter als ein leinenes Hemd, und zwar bei nicht geringer Kälte. Auch dieses reißt er vorn auf, daß man die bloße Brust sieht, wie sie sich gewaltig hebt und senkt. Auch die Hemdsärmel schlägt er in die Höhe und streckt die gewaltigen, muskulösen Arme hoch empor. Nun steht er einen Augenblick wie angewurzelt da; auch ringsum herrscht Totenstille. Sein Auge blickt scharf ins Weite, als ob er die Entfernung abmessen will. Nun biegt er sich weit vorüber, drängt die Brust heraus, streckt den Arm mit der gefaßten Kugel rückwärts, jetzt beginnt er zu laufen, immer schneller und schneller, endlich nimmt er, laut brüllend, einen gewaltigen Satz, daß er selber hoch in die Luft fliegt, und schleudert die Kugel von sich, mit solcher Wucht, daß man sie sausen hört.

Aller Augen folgen nun der Kugel, keiner beachtet den, der sie geworfen. Die Mäters vermögen ihn nicht zu halten, das Tau fliegt ihnen aus der Hand, er stürzt ächzend zu Boden und wird mit vieler Mühe wieder aufgerichtet. Kaum hat er sich erhoben, so begrüßt ihn

ein hundertstimmiges, nicht endenwollendes Jubeln und Hurrarufen. Die Kugel ist so geschickt geflüchtet, daß sie eben vor dem diesseitigen Ufer niederfallen mußte, darauf hat sie einen ungeheuern Sprung genommen, weit über den Graben hinweg, und ist dann noch eine weite Strecke fortgehüpft und gerollt. Dem Jubel folgte ein freudiges, anerkennendes Bewundern von unserer Seite über den unerhörten Wurf und von der andern Seite Verzagen und stumme Niedergeschlagenheit. Einige Frauen und Mädchen sahen besorgt und ängstlich auf den Helden des Tages und flüsterten: „Ach, Heer, he harr d'r woll den Dot to dohn kunnt!“ (Ach, Herr, es hätte ihm wohl das Leben kosten können.) — Jetzt nur noch ein Wurf der Gegenpartei, und unser Sieg war entschieden.

Schweigend und niedergeschlagen zerstreuten sich die Gegner und schlichen einer nach dem andern nach Hause. Wir aber zogen als Sieger feierlich in geschlossenem Zuge, die flatternde Fahne voran, wieder in unser Dorf ein. Die Kunde des Sieges war uns schon vorausgeeilt, und wir wurden von Frauen und Kindern mit Jubel empfangen; abends fand ein großes Fest statt.

3. Eine Marschenfahrt.

Ludwig Bräutigam: Auf dem Heimwege. Berlin, 1902.

An einem Sonntagmorgen fuhren wir zu dritt mit einem Passagierdampfer des Norddeutschen Lloyd vom Bremer Freihafen aus die Weser hinunter, von jenem großartigen Werke aus, an dem so recht zur Erscheinung kommt, welche mächtige Veränderung mit der alten Hansestadt in den letzten Jahren vor sich gegangen ist, und wie sie sich aufgerafft hat, um aus einem zur Provinzialstadt herabsinkenden Orte wieder ein mächtiger, den Anforderungen der Neuzeit genügender Hafensplatz zu werden. Die von Bremen aus nächste Marsch, das Stedingerland, das mit dem Dampfboot in einer Stunde zu erreichen ist, lassen wir diesmal links liegen; meine Reisebegleiter müssen sich damit begnügen, daß ich sie, als wir in einiger Entfernung hinter dem Weserdeiche die das Denkmal von Alteneesch umhüllenden Bäume erblicken, kurz mündlich auf die großartige Vergangenheit dieser Marsch hinweise, auf die ruhmreichen Freiheitskriege der Stedinger, die, wenn von Heldenwagnissen und Heldenkämpfen der Marschbewohner die Rede ist, zuerst genannt werden müssen. Ihr glänzender Sieg bei Himmelskamp, ihr ruhmvolles Unterliegen bei Alteneesch, das sind Großtaten, wert, von Dichtern gepriesen zu werden, die denn auch in neuerer Zeit das Heldenvolk in ergreifenden Gesängen verherrlicht haben.